

# In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 16.

Posen, den 19. Januar 1929.

3. Jahrg.

Copyright 1928 by L. Staackmann Verlag. — Dr. Präger Pressedienst  
Lelpzig-Wien.

## Zwei Salzenbrod.

Roman von Karl Hans Strobl.

(14. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

Oh, die närrische Julei war nicht im Zweifel, wenn sie vor sich hatte. Sie war nicht so närrisch, daß sie nicht gewußt hätte, daß die Himmelskönigin Maria am Pfingstsonntag mit den Seelen der verstorbenen Kinder durch den Wald zieht, damit sie ihre Lust an den Erdbeeren haben. Wo der Fuß der Jungfrau hintritt, da sprießen die gelben, lieblichen Blüten des Hornklees hervor, und darum nennen ihn die Leute Marienpantoffel.

Die närrische Julei war durch diese Begegnung in ihrem Gemüt zu tiefst beglückt. Ganz voll Andacht und frommem Schauer sank sie in die Knie und stammelte: „Guten Sonnenmorgen, liebste Jungfrau Maria und ihr lieben Kinder.“ Sie war besonders deshalb so freudig bewegt, weil sich ja nun ihr eigenes Kind unter die fröhliche Schar mischen durfte und Gespielen hatte, mit denen es um die Wette Erdbeeren naschen konnte. Es standen ihrer so viele auf dem Hang, daß sich alle satt essen konnten und keines dem anderen seine Beute neiden mußte.

Hastig wickelte sie das Lumpenbündel, das sie bei sich trug, auseinander, und wirklich, kaum war die letzte häßliche Hülle abgetan, da stand auch ihr Kind leibhaftig da, ebenso lieblich anzusehen und mit genau demselben weißen Hemdchen angetan, wie die anderen Kinder im Gefolge Marias.

„Geh, mein Kind,“ sagte das Weib, „geh mit ihnen in die Erdbeeren.“ Aber das Kind hatte die Hand der Mutter erfaßt und stand neben ihr und rührte sich nicht.

„Warum gehst du nicht?“ fragte das Weib, „schau, wie sie dich anlachen, und die liebe Jungfrau Maria erlaubt es dir, mit ihnen zu spielen.“

„Ach,“ sagte das Kind traurig, „ich darf ja nicht, sie würden ja alle vor mir davonlaufen.“

Da wurde auch die Mutter von der Trauer des Kindes ergriffen: „Warum sollten sie denn vor dir davonlaufen?“ fragte sie beklommen.

„Weil ich nicht in der Schule gewesen bin. Ich bin ja so dumm und unwissend, ich habe nicht einmal beten gelernt und weiß nichts von Gott und seinen Heiligen. Sie würden mich nicht unter sich dulden.“

Wie das Kind das gesagt hatte, begriff die närrische Julei plötzlich, daß es wohl recht haben mochte, und daß ihr Kleiner, der noch so gar nichts gelernt hatte, nicht würdig sei, sich den anderen Kindern zuzugesellen. Inbesseren hatte der lustige Schwarm den ganzen Hang abgeerntet, nicht eine einzige Erdbeere leuchtete mehr aus dem Gras und zwischen dem Gestein, und nun flatterte die Schar schon wieder waldeinwärts. Zuletzt kam die Himmelskönigin an dem Weib vorüber mit einem leidvollen Blick auf die Hingesunkene und, wie es dieser Schien, mit langsam über die Wangen perlenden Tränen.

Behutsam hüllte die närrische Julei ihr Kind wieder in die Lumpen, die es vor den Augen der Leute ver-

bargen. Ach, das war ja gar zu schmerzlich, daß es so ganz unwissend war und hinter allen zurückstehen sollte, das Herz der Mutter wollte darüber vor Weh vergehen; das sollte aber anders werden.

Und darum brachte die närrische Julei jetzt ihr Kind ins Dorf zur Schule.

Der Herr Lehrer Hopfenblatt stand eben im Schulgarten und spritzte mit einer feinen Spritze Tabaksaft auf die Blattläuse, die ihm an seinen Rosen Verdruss bereiteten, und der Professor der Bauchrederkunst Franz Xaver Donner leistete ihm als Zuschauer Gesellschaft. Als er den wüsten Lärm näherkommen hörte, ließ er von seiner Arbeit und trat an den Zaun. Da stand auf der anderen Seite die närrische Julei, umringt von der Horde ihrer Quäler und raffte eben ihre Röcke zusammen, um der Bande den langersehnten Gefallen zu tun, ihr die Rehrseite zu zeigen.

Beim unerwarteten Anblick des Lehrers zerstob ein Teil des Hausens, nur die größeren der seiner Zucht entwachsenen Bengel hielten stand.

„Schämt Ihr euch nicht,“ donnerte Hopfenblatt über ihre Köpfe hin, „den armen Narren so zu reizen.“

Sie duckten sich und schlichen fort, der Lehrer öffnete dem Weib die Gartentür und ließ es eintreten.

„Warte ein wenig,“ sagte er, „bis sich alle verlaufen haben.“ Er wollte sich wieder seinen Rosen zuwenden und den Kampf gegen die Blattläuse aufnehmen, als er in den wirren Augen der Frau einen flehenden Ausdruck wahrzunehmen glaubte. „Kommit du zu mir?“ fragte er, „willst du etwas von mir?“

Sie hob das Bündel auf ihren Armen empor: „Kind gebracht . . .“ röchelte sie, „Schule gehen . . .!“

Der Lehrer wußte wohl, von welchem Wahn das Weib besessen war, aber er hatte nie gedacht, daß ihm einmal zugemutet werden könnte, dieses nicht vorhandene Kind in seine Schule aufzunehmen. Er war deshalb in Verlegenheit, was er antworten sollte und meinte mit einigem Stottern, das werde doch wohl nicht angehen, weil . . . weil, hier stockte er schon und schaute sich hilflos nach Donner um.

Der war inzwischen langsam näher gekommen und sah den Freund in Bedrängnis: „Ja,“ sagte er mit einem gewinnendsten Lächeln, „der Herr Lehrer möchte dein Kind ganz gewiß gern in die Schule aufnehmen, das darfst du mir glauben. Aber es geht nicht an, weil es doch noch viel zu klein ist.“

„Groß genug!“ röchelte die närrische Julei, „groß . . . wie andere . . .“

„Nun, nun,“ erwiderte der Alte, „du siehst es halt mit den Augen der Mutter, in denen ist das Kind immer der Wirklichkeit ein Stück voraus. Wenn du nur einmal nachschauen wolltest, so könntest du dich überzeugen, es ist noch so klein, daß man es überhaupt kaum sieht.“

Da wurde aber die Julei ernstlich jornig. Wie konnte der Mann nur so dumm daherreden, noch gestern hatte es in seinem Hemdchen inmitten der Erdbeerwiese gestanden, groß und schön wie die anderen Kinder. Mit zitternden Händen begann sie das Bündel auszupacken, oh, er würde staunen, wenn es frisch und strahlend aus seinen Hüllen sprang. Schon drang der Glanz, der von seinem Leib ausging, durch die letzten Lumpen, voll

freudigen Stolzes schaute Zulei auf, aber da begegnete sie dem Blick des Mannes, und der drang mit so freundlichem Ernst in sie ein, daß sie plötzlich Angst bekam.

„Siehst du,“ sagte Donner, „daß ich recht habe, es ist wirklich so klein, daß man es nicht sieht.“

Wahrhaftig, die schmutzigen Fexen waren leer, kein Kind darinnen. Zulei schrie vor Entsetzen auf, wo war ihr Kind hingeraten? Hatte sie es etwa auf dem Weg hierher verloren? War es vielleicht heimlich mit den anderen in den Wald gelaufen? Nein — jetzt wußte sie es, man hatte es ihr gestohlen, man gönnte ihr dieses frische, strahlende Kind nicht, das hatte sie schon lange geahnt, und nun war es ihr geraubt worden, während sie schlief und es am Waldrain neben sich liegen hatte.

Heulend warf sich das Weib über die auf der Erde ausgebreiteten Lumpen, wühlte sie durcheinander, wandte jeden um, aber es war wirklich so, das Kind war verschwunden. Das Heulen wurde zu einem gräßlichen, tierhaften Brüllen, die Glieder der Frau begannen zu zucken, über die Lippen sprudelte Schaum.

„Da haben wir die Bescherung,“ sagte Donner ganz verstört, „jetzt wird sie gleich ihre Krämpfe kriegen. Ich hab's gut gemeint, aber das kommt davon, wenn man Narren zur Vernunft bringen will, ich möcht' mir selber eine Schelle geben.“

„Na, was machen wir denn jetzt?“ stotterte Hopfenblatt außer sich, als er sah, daß sich die Glieder der Unglücklichen zusammenzogen und sich ihr Gesicht immer mehr verzerrte. Von dem Geheul im Schulgarten angelockt, waren einige Leute am Zaun stehen geblieben, und plötzlich sagte der alte Aschenbrenner, indem er die Sträucher auseinanderbog: „Gehen Sie doch zum Justus mit ihr, Herr Lehrer, der wird sie zur Ruhe bringen.“

Ja, das war das beste, was sie tun konnten, im ganzen Dorf war bekannt, welche Macht Justus vorzeiten über das arme Weib ausgeübt hatte und daß es niemanden gab, der mit ihr so sprechen konnte wie er.

„Komm,“ sagte Donner, „dein Freund Justus hat dich dir geschickt, er wird dir gewiß dein Kind wiedergeben können.“

Schon der Name allein übte seine beschwichtigende Wirkung aus, die Zuckungen hörten auf, das Geheul vermenschlichte sich zu einem Schluchzen. „Justus gehen!“ murmelte sie, raffte die Fexen eilig zusammen und torfelte hinter Donner aus dem Schulgarten.

Als sie auf Salzenbrods Hof kamen, sahen sie Justus hoch oben auf der Leiter damit beschäftigt, dem Taubenschlag ein neues Dach aufzusetzen. Er hämmerte pfeifend ein Brettchen neben das andere, und die Bewohner des lustigen Gehäuses sahen ringsum verstört auf Haus und Scheuer, reckten die Hälse und erhoben sich manchmal zu einem schwirrenden Rundflug, um das seltsame Beginnen näher in Augenschein zu nehmen.

„Justus, komm herunter!“ rief ihn Donner vom Fuß der Leiter an. Justus blickte nieder und sah erstaunt den seltsamen Aufzug, der sich in seinen Hof begeben hatte, das zerlumpfte Weib, von Donner, dem Lehrer, und dem alten Aschenbrenner begleitet, in einiger Entfernung etliche andere Dorfgenossen und am Hoftor das Gedränge der neugierigen Jugend, die sich wieder angesammelt hatte.

Er stieg hinab, und Donner empfing ihn mit einem Klüßtern: „Ich hab' einen Unsinn gemacht, den mußt du nun wieder gutmachen. Ich hab' ihr gesagt, daß sie kein Kind hat.“

„Na und? . . . ich bin doch kein Wundertäter.“

„Du mußt ihr jetzt wieder sagen, daß es da ist. Dir glaubt sie's.“

Alle sahen gespannt auf Justus, wie er es wohl machen würde, der närrischen Zulei das Gleichgewicht ihrer Seele zurückzugeben. Er selbst schien zu überlegen und sich keinen Rat zu wissen, schwankte und zögerte, bis sich auf die Lippen und fand offenbar nicht gleich das rechte Wort.

Endlich trat er auf das Weib zu, ein Lächeln zwang sich auf seine Lippen, aber in den Augen stand Unsicherheit. „Sie haben nur einen Spaß mit dir gemacht . . .“ sagte er.

Aber die närrische Zulei war Schritt für Schritt von ihm zurückgewichen und sah ihn immer nur starr an. „Nicht Justus,“ schrie sie plötzlich gellend auf, „nicht Justus!“ Sie drückte den Lumpenknäuel an ihre Brust und stoh vor Justus, über den ganzen Hof in die Ecke zwischen Schweinestall und Scheune, wo sie sich, zitternd vor Angst, zu verstecken suchte.

Sie waren alle nicht wenig verblüfft über diesen unerwarteten Ausgang des Versuches, und Justus selbst schien am peinlichsten berührt zu sein, das war verständlich, da sich das Weib ihm gegenüber so betrug, wie sonst nur gegenüber vollkommen Unbekannten.

„Soll ich noch einmal zu ihr gehen?“ wandte sich Justus verlegen an Donner.

„Das hat jetzt keinen Sinn, sie erkennt dich offenbar nicht mehr,“ antwortete der Alte. Er schritt über den Hof dem Winkel zu, wo das Weib niedergekniet war und wieder in den Lumpen wühlte. Sie duldete sein Näherkommen mit einem kurzen, wirren und scheuen Aufblick.

„Mutter, da bin ich ja wieder,“ sagte auf einmal eine zarte Kinderstimme.

Da erglänzte das Gesicht des Weibes in einer plötzlichen Verklärung, wie ein Singen ging es durch seine verdunkelte Seele, ihr Kind hatte wieder zu ihr gesprochen, und wirklich, da war es ja, da sah sie es wieder in seiner ganzen Schönheit und Lieblichkeit. Sie hüllte es rasch ein, im Walde konnte sie es dann sorgfältiger packen, sie drückte ihren Mund auf sein Gesicht, strich ihm über das blonde Haar, welches Glück, daß sie es nun wieder hatte, aber nun wollte sie so schnell wie möglich fort von den Menschen, die es ihr nicht vergönnten, bei denen es immer in Gefahr war, geraubt zu werden. Sie lachte laut auf, nein, wo es in die Schule schickten, sie würden es ihr vielleicht am Ende nicht wiedergeben; dieser fremde Mensch, von dem sie ihr einreden wollen, daß er Justus sei, sah ganz so aus, als ob er imtande wäre, es für sich zu behalten. So schlau war sie auch noch, diese bösen Abichten zu durchschauen. Der Wald kostete auch weiter ihres Kindes Schule sein, Srecht und Elster keine Lehrer.

Lachend lief sie aus dem Hof, die Rangen am Tor machten ihr Raum und warfen ihr nicht einmal Steine nach.

„Was hast du mit ihr gemacht?“ fragte Hopfenblatt, als Donner mit einem Glanz von Befriedigung in den Augen zurückkam.

„Ich hab' ein bißerl meine Kunst zu Hilfe gerufen,“ antwortete der Professor der Bauchrederkunst und höheren Magie, „und ich glaube, sie ist noch nie so am Platz gewesen wie heute.“

## XV.

Auf der Kommode stand ein Bild von Justus aus seiner Bräutigamszeit. Links von ihm deckte ein gewölbter Glassturz eine Kreuzigungsgruppe aus Wachs, rechts war ihm ein aus Haaren gebildetes Kunstwerk zum Nachbarn gegeben, auf Spiegelglas eine Rose, die ein Gewinde von Eichenblättern umrankte. Auch der Rahmen von Justus' Bild hatte die zärtliche Hand der Braut seinerzeit liebevoll geschmückt, gestickt, Veilchen und Bergknechtinnicht blühten aus grünem Samt.

Als Justus abends in das Wohnzimmer kam, stand sein Bild unter der Lampe, und Nina sah davor, mit einem angespannten Ausdruck im Gesicht, als wäre in diesem Bräutigamskonterfei etwas Rätselhaftes, das sie zu ergründen suche. Sie erhob sich beim Eintreten ihres Mannes ein wenig verwirrt, als wäre sie ungerne über ihrem Tun ertappt worden, und brachte das Bild auf seinen Platz zurück. Der Rahmen stieß an das Glas der Kreuzigungsgruppe, daß ein leises Klirren entstand.

(Fortsetzung folgt.)

„Nein, mein Lieber, es gibt keine Freunde! Es gibt Leute, denen wir nützlich sein können, andere, die unsere Gesellschaften oder unsere Frauen zu schätzen wissen, noch andere — wie ich —, die ihre Tage in Ruhe verbringen wollen. Endlich gibt es Leute wie Sie, die ihr Leben hergeben würden, um ihren Nächsten damit zu helfen. Von diesen Einzelwesen kommen aber nur drei auf eine Million Alltagsmenschen, und sie können sich nicht begegnen, weil sie durch neunhundertneunundneunzigtausendneinhundertfiebenundneunzig Egoisten von einander getrennt sind.“

„Zum Teufel,“ erwiderte Herr von Chaumeix, ein reizender alter Herr, dem das Wort „Einzelwesen“ eine höhnische Belobigung schien, „ich fand gerade in den Stunden, in denen man seine wahren Freunde erkennen kann . . .“

„In welchen Stunden?“ fragte der Pessimist, indem er den Rauch seiner Rigarre zur Decke blies.

„In der Stunde, da der Tod an meine Tür klopfte,“ erwiderte sein Freund, der sich gern etwas selerlich ausdrückte.

Pffft! Pffft! Pffft! piffte der Ungläubige und streifte mit einer ironischen Bewegung des Fingers die Asche von seiner dicken Havana. Pffft!

Ganz in die Erinnerung an den einzigen großen Schmerz seines Daseins versunken, fuhr Herr von Chaumeix fort: „Am Tage der Beilehung meines Vaters sah ich mit meinen eigenen Augen Frau N. und Frau A. in Tränen gebadet.“

„Was für ein Gefühlsaufwand“ würde Paul Bourcier sagen. Es gibt eben Leute, die ebenso gern weinen wie lachen.“

Herr von Chaumeix, dem seine Millionen, seine Jagden, seine aristokratischen Empfänge und seine in zwei Denarments belegenen fürstlichen Besitzungen ein Anrecht auf die Anweisung von ganz Paris und darüber hinaus zu gehen schienen, suchte diese strotzenden Neckerknochen zu widerlegen. „Siehe es nicht, allen Gläubigen an das Eble im Menschen verlieren, wenn man die Teilnahme an der Trauer einer Familie nur als äußere Form hinstellen wollte. Was könnte uns denn als Kräftlein der Freundschaft gelten, wenn das noch kein Beweis wäre?“

„Ich will Ihnen die Kräftlein nennen, denn es sind zwei: die anstehende Krankheit und der Geldmangel. Sagen Sie mir, daß ein an der Pest erkrankter Mensch von einem anderen — nicht bezweifelnd dazu vernünftigen — besucht und gepflegt worden ist: laßen Sie mir, daß ein vollständig zurunde gerichteter, ein Beraweiselter, der nicht mehr die Kraft besitzt eine neues Leben zu beginnen, einen unelaennüklaen Geldboeber gefunden hat. Dann werde ich mit Ihnen laßen: Es gibt Freunde!“

Herr v. Chaumeix hatte sich mit seinen hochja Nahren iene unverbrauchte Tugendlichkeit bewahrt, die, aß an der Illusion hängend, doch noch Wahrheit krebt und dadurch manche Unheilsinnigkeit begehrt. Herr v. Chaumeix beschloß, es mit einem der Kräftlein zu versuchen.

Am eine trübten Februartage setzte er sich an seine Schreibtisch und begann eine Liste derjenigen anzufstellen, die er zum Freundschaftsmahl — wie er es ganz Mr. sich nannte — einladen wollte. Es waren die wappengeschmückten Namen mit dreihundert Namen — mit steilen, aristokratischen Anstößen geschrieben — besetzt. Mit der Unversteiltheit eines Richters las er einen nach dem andern durch und woa. prüfte und bedachte die Gründe, die ihn an die Treue dieser dreihundert aßen lieh. Als er zu Ende war, fügte er noch sechshundamtzig Namen hinzu.

Gemik! Er empfand wohl bei diesem oder jenem Namen eine leichte Knost. Mit versagte die Feder. Dieser . . . jene . . . wer meik, ob sie kommen . . . vielleicht sind sie verreist.

Dann schrieb Herr v. Chaumeix die folgenden Zeilen: „Mein lieber Freund (oder meine liebe Freundin), ich Heae (er wollte doch nicht von der Rest schreiben) an einer kühmeren Grinne dankbarer. Da eine Krankenschwester bei der herrschenden Epidemie erst in frühstens drei Tagen zu hosen ist so bin ich auf die Hilfe eines Kammerdieners angewiesen. Ich komme mir ganz verlaßen, wie auf einer einlamen Insel vor. Rosten Sie das Seael am Horizont sein? Ich bitte sie darum, mein lieber Freund (oder meine liebe Freundin), erkennen Sie Ihren armen Gontran nur einloe Minuten mit Ihrem Besuch. Heute abend zwischen sieben und Nebeneinhalb Uhr werde ich Sie erwarten. Nicht wahr, Sie werden kommen?“

Am gleichen Abend erwartete Herr v. Chaumeix im Krad, die Verlaßköpfe im todelloen Hemd, seine Gäste. Die hübschen, förmlichen Tafel, mit kostbaren Blumen und auserlesenen Früchten geschmückt, war mit dreihundertsechshundamtzig Gedecken versehen. Bei jedem Gedeck fand ein Kästchen, das einen für den Empfänger passenden, wertvollen, und doch unentfälligen Schmuckgegenstand enthielt und die aufgedruckte Inschrift trug:

Zur Erinnerung an das Freundschaftsmahl 28. Februar 1928.

Herr v. Chaumeix wartete.

Um sieben Uhr zwei Minuten brachte ihm sein Kammerdiener auf einem silbernen Tablett ein schönes häßliches Kuvert. Frau N. entschuldigte sich. Sie mußte mit den Verwandten aus der Provinz zusammen sein. Aber sie erwähnte nicht, daß sie anstatt heute abend, morgen kommen würde. Dann telephonierte

die Baronin v. J., sie war tiefbetäubt, ganz verzweifelt, aber eine wahrstunige Migräne . . . (mindestens drei Tage Betruhe) bildeten den Entschuldigungsgrund.

Bei jeder Absage strich Herr v. Chaumeix mit einem roten Stift einen Namen von seiner langen Liste und lieh von der Festtafel ein Gedeck und das dazugehörige Schmuckkästchen wegnehmen. Um sieben Uhr zwanzig Minuten fanden auf dem wappengeschmückten Blatt nur noch zehn Namen.

Aber diese zehn werden treu bleiben, darauf konnte er sich verlassen. Der eine war doch dieser Freund, dessen einzigen Sohn er vor gerichtlicher Bestrafung bewahrt hatte. Ein anderer war der seelensgute Philipp v. M., immer an erster Stelle, wenn es galt, Opferfreudigkeit zu beweisen. Unter diesen zehn befand sich noch der alte Archivar, dessen Miete Herr v. Chaumeix bezahlte. Frau v. C. war ihm durch ein Freundschaftsbeweis verpflichtet, die Sainte-Beuve so hübsch: der goldene Nagel der Freundschaft“ nennt Herr v. C. Einheitsaefiele. Waffengefährte, mehr als ein Bruder!

Aber auch die zehn Getreuen fielen nach und nach ab. Am siebenhalb Uhr waren es noch drei, um sieben Uhr fünfunddreißig Minuten löste sich sogar der goldene Nagel.

Ein einziger Name blieb unverändert schwarz unter den roten Trauerstrichen, ein einziges Gedeck stand noch außer dem Gedeck des Hausherrn auf der geschmückten Tafel. Es war der Name, es war das Gedeck von Armande-Anatolie v. Chaumeix, einer armen Verwandten des Sechzigjährigen.

Um sieben Uhr fünfunddreißig Minuten lieh sie sich melden.

Schnell schlug plötzlich das Herz des Herrn v. Chaumeix. Sofort lehrte sein beinahe vernichtetes Vertrauen zurück. Das Gesicht der alten Verwandten stand vor einem entscheidenden Augenblick. Morgen, noch heute abend wird sie reich sein . . .

Gleichwohl, um die Täuschung vollständig durchzuführen, lieh sich Herr v. Chaumeix einen alten Ueberrock bringen. Dann legte er sich auf das Sofa und befahl, daß die Flügeltür, durch die man auf die Herrlichkeiten des Freundschaftsmahles sehen konnte, geschlossen wurde.

Das alte Fräulein trat ein. Hustend und nach Atem ringend flüsterte Herr v. Chaumeix mit einer Stimme, die durch Aufregung allein schon verändert war: „Guten Abend, meine liebe Armande, Sie sehen, ich bin recht krank.“

„Lieber Vetter, sollten Sie die Grippe haben? Dann werden Sie entschuldigen, wenn ich in einer gewissen Entfernung bleibe. Die Grippe tritt in diesem Jahre sehr bösaartig auf, und wenn ich mit anstecke, so ist Ihnen damit nicht geholfen.“

Und sie lachte.

Er lachte auch . . .

Dann stammelte er beinahe unverständlich: „Ich habe Ihnen eine Eilbrief geschickt.“

„Ich werde ihn sicherlich zu Hause vorfinden. Seit heute morgen bin ich unterwegs. Ich habe soviel mit der Wohltätigkeit zu tun. Ach, lieber Vetter, die Nächstenliebe verlangt Selbstverleugnung.“

„Davon bin ich überzeugt, meine Liebe, vollkommen überzeugt. Aber was verschafft mir das Vergnügen Ihres Besuches, da mein Brief ihn nicht veranlaßt hat?“

„Lieber Vetter, heute ist der 28. . . Ich möchte meine kleine Monatsrente abholen.“

(Autor. Uebersetzung von E. Stein.)

## Der geprellte Heerführer.

Seit der Ausbreitung der Herrschaft der Nationalisten Chinas festigt sich deren Ansehen bei der Bevölkerung. Im gleichen Maße aber verringert sich die Autorität der nationalistischen Regierung gegenüber ihren ehemaligen Soldaten, die demobilisiert, das heißt einfach ihrem Schicksal überlassen wurden, das sie sich nun nach ihrem eigenen Gutdünken zurechtimmern. Da bei dem großen Bevölkerungsüberschuß und der Dürftigkeit der industriellen Anlagen die Arbeitslosigkeit ohnedies schon groß genug ist, wenden sich die meisten ehemaligen Soldaten dem Räuberwesen zu, das seine Angehörigen in China ganz gut ernährt.

Die früheren Soldaten übertreffen als Räuber die alten Berufsgenossen womöglich noch an Schlaueit und Frechheit. Dafür liefern sie einen Beweis durch den Streich, den sie niemand geringerem, als ihrem gewesenen obersten Kriegschef, dem einjüngen Generalissimo der nationalistischen Armee und Chef der nationalistischen Regierung, Tschangkaiſchek, spielten.

General Tschangkaiſchek ist ein sehr reicher Mann. Das war den Soldaten kein Geheimnis geblieben, und deshalb beschloß eine Anzahl von ihnen, die in den Zivilberuf des Raubens überführt worden waren, den Versuch zu wagen, Frau Tschangkaiſchek zu entführen und dann ein hohes Lösegeld zu verlangen.

Sie fädelten die Sache sehr geschickt ein. Zunächst kauften sie ein Automobil, nicht allein von derselben Marke wie diejenige, in dem die Gattin des Ministerpräsidenten ihre Fahrten zu machen pflegte, sondern auch genau so eingerichtet und ausge-

hattet wie das ihrige, so daß das Räuberautomobil dem Wagen Tchangkaiſchels zum Verwechſeln ähnlich ſah.

Vor einigen Wochen machte Frau Tchangkaiſchel in Schanghai in einem Spital einen Beſuch bei einer Bekannten, die dort krank darnieder lag. Sie fuhr mit ihrem Automobil vor und gab, als ſie ausstieg, dem Chauffeur den Auftrag, nach Hauſe zu fahren, da ſie nachher zu Fuß heimkehren werde. Kaum war dieſer Wagen verſchwunden, ſo kam ſchon das Räuberautomobil zum Vorſchein. Am Volant ſaß ein Chauffeur, der, wenigſtens was ſeine Kleidung betraf, genau denſelben Anblick bot, wie der Chauffeur der Frau Tchangkaiſchel. Dieſer zweite Wagen wartete einige Zeit vor dem Spital, und wirklich ſtieg Frau Tchangkaiſchel, als ſie das Haus verließ, ohne weiter nachzudenken ein, wobei ſie dem Chauffeur den Befehl gab, ſie heimzufahren. Man muß annehmen, daß auch Beſetzung im Spiele war, denn als Frau Tchangkaiſchel merkte, daß der Chauffeur einen falſchen Weg einſchlug und ihre Weiſungen nicht beachte, begann ſie um Hilfe zu ſchreien, aber keiner der auf der Straße patrouillierenden Poliſtiſten ſchien etwas zu hören. In wenigen Minuten war das Automobil außerhalb der Stadt. Dort wurde haltgemacht, ein paar Banditen nahmen im Wagen neben der Engeführten Platz, behandelten ſie ſehr höflich, hielten ihr aber zur Vorſicht Revolver vors Geſicht, dann ging es weiter, und ſchließlich kam man zu einem Fluß, über den man die Gattin des Generaliſſimus mit einem Boot auf eine Inſel brachte.

Am nächſten Tage erſahen bei Tchangkaiſchel ein gut gekleideter Herr und überreichte das übliche Anſuchen um Löſegeld. Der General war ſehr erſtaunt, daß der Mann die Kühnheit hatte, vor ihm zu erſcheinen. Er fragte ihn, ob er denn nicht für ſein Leben fürchte. Der Bote der Räuber lächelte und antwortete: „D, durchaus nicht, denn wenn ich morgen früh nicht unverletzt bei meiner Truppe bin, dann iſt es mit dem Leben Ihrer Frau zu Ende!“

Tchangkaiſchel verſtand den Wink. Er erkaufte die Freiheit ſeiner Frau, wie es heißt, für eine Million Dollar. Die ganze Sache wurde ſtreng geheim gehalten, die chineſiſchen Blätter durften darüber kein Wort ſchreiben.

## Das Ende einer Pamirpedition.

Eine Gruppe von ruſſiſchen und deutſchen Forſchungszweiſenden iſt unlängſt von einer Entdeckungsreiſe nach dem Hochland von Pamir in die Heimat zurückgekehrt. Das wichtigſte Reſultat ihrer Entdeckungsreiſe war die Auffindung der Ueberreſte einer Expedition, die vor dreißig Jahren unter geheimnisvollen Umständen verſchwand. Als ſich die Teilnehmer in einer verlaſſenen Einöde, auf einer Höhe von faſt 4000 Metern befanden, bemerkten ſie plötzlich den Eingang zu einer Grotte. Sie drangen hinein und ſtießen auf einen ausgedehnten, labyrinthähnlichen Gang. Mit Hilfe von Beilen und Lauen gelang es einer beſonders ausgeſandten Mannſchaft nach längeren Bemühungen, zwei Kilometer weit in das Innere dieſer Katakomben vorzudringen. Eine Art Rieſenfaal breitete ſich vor ihr aus. Beim Fadaſſchein bot ſich den Entdeckern ein ſchauriger Anblick. In einer Ecke des Raumes hockten fünf menſchliche Skelette, auf einem morſchen Holzblock, vor ihnen lagen Waffen, verroſtete wiſſenſchaftliche Inſtrumente und vergilbte Notizblätter. Man erkannte aus den Tagebuchblättern, daß die fünf Opfer Mitglieder der Expedition des Profeſſors Golowin waren, die im Jahre 1897 Petersburg verlaſſen hatte. Ob ſie bei einem Felsenruſch erſtickten, oder ſich in dem Labyrinth verirrt haben und elend verhungern mußten, man wird es nie mehr von dieſen krummen Zeugen qualvoller Agonie erfahren können.

## Menſchenknochen als Altariſchmuck.

Alte Ueberlieferung erzählt, daß ſchon in vorgeſchichtlicher Zeit die Menſchen ihre Altäre mit Menſchenknochen geſchmückt haben, um ſo ihre Götterverehrung zu bekunden. Es waren in der Regel die Knochen der den Göttern geopfert Menſchen, die zur düſteren Ausſchmückung dieſer heidniſchen Kapellen dienten. Von der Tatſächlichkeit dieſes merkwürdigen alten Brauches kann man ſich heute noch überzeugen. So befindet ſich in der Allerheiligengirche des iſchädiſchen Ortes Soblej ein Altar, deſſen Ausſchmückung aus einer Reihe ſymmetriſch angeordneter Totenſchädel beſteht. Trotz der imponanten Schönheit dieſes Baues, trotz dieſer anziehenden Eigenart in den Ornamenten, kann der Reiſende beim Anblick dieſer Sehenswürdigkeit ſich eines leiſen Schauers nicht erwehren. Manche der Fremden, die in Scharen zu dieſer Kirche pilgern, konnten der Anwandlung nicht widerſtehen, einige dieſer Totenknochen als Andenken für ihre Sammlungen von Eigentümlichkeiten nach Hauſe zu nehmen. Dieſe Gewohnheit der Beſucher nahm ſchließlich ſolch einen Umfang an, daß man die Kapelle beſonders ſchützen mußte. Man findet in Europa noch ähnliche Totenhäuser. In der Kirche von Hallſtadt liegen alte Gebeine, aus Gräbern eines verfallenen Friedhofes aufgeleſen. Interſſant iſt das Knochenhaus von Katers, in der Nähe der ſchweizeriſchen Stadt Brig an der italieniſchen Grenze. Menſchenſchädel und Knochen ruhen hier in einem Mauſoleum, ſorgſam geordnet und geſchützt. Manche Totenſchädel ſind mit bunten Bändern verſehen, die an der Seite eine große Schleife aufweiſen. Es gibt auch hier genug Beſucher, die in dieſer ſchauerlichen Stätte das Gruelein lernen wollen.

## Aus aller Welt.

**Radiumerze in der Lava des Aetna.** Kapitän Keith Buſhell, Mitglied der engliſchen Radioerpedition, hat Zeitungsleuten gegenüber geäußert, daß der Aetna bei ſeinem letzten Ausbruch Radiumerze im Wert von vielen hunderttauſend Pfund Sterling ausgeſpien habe. Wie Kapitän Buſhell mitteilt, haben ſich auch in der Lava des Beſuvs bei deſſen letztem Ausbruch große Mengen Radiumerze vorgefunden. Der Kapitän ſchlägt vor, ſofort eine wiſſenſchaftliche Expedition auszurüſten, die die Lava des Aetna unterſuchen und Vorſchläge machen ſoll, wie das Radium aus der Lava gewonnen werden kann.

**Die Erſcheinung des „Eisregens“.** Dieſe eigentümliche Naturerſcheinung, die beſonders charakteriſtiſch in den Vereinigten Staaten beobachtet wird, kommt dadurch zuſtande, daß ſich in Folge einer plötzlich eintretenden Kältewelle die Niederschläge in Form von Regen zwar abkühlen, aber doch nicht gefrieren, ſondern erſt beim Auffallen auf eine Unterlage zu Eis erſtarren. Auf dieſe Weiſe bedecken ſich alle Gegenſtände, auf die dieſer Eisregen fällt, mit einer Eiſchicht, die dider und dider wird, je länger der Regen dauert. Im Verlauf derartiger Eisregenfälle, die natürlich ungeheuren Schaden anrichten, kann es vorkommen, daß einzelne Bäume mit Tauſenden von Kilogramm Eis belaſtet werden und ſich auf jedem Meter Telegraphendraht manchmal fünf und mehr Kilo Eis ſeiſetzen.

**Ein Doſtojewski-Museum in Moſkau.** In Moſkau iſt dieſer Tage das Doſtojewski-Museum, das im Hauſe der Eltern des Dichters untergebracht iſt, feierlich eröffnet worden. Die elterliche Wohnung des Dichters iſt ſo hergerichtet worden, wie ſie ausſah, als Doſtojewski noch in dieſer Wohnung lebte. Das Museum enthält Handſchriften, Bilder, Erinnerungen, Kurioſa, die ſich auf das Leben Doſtojewski beziehen.

**Die Hauptſtadt der Goten entdeckt.** Die ruſſiſche Akademie der Wiſſenſchaften hat eine archäologiſche Expedition nach der Krim entſandt, die ſetzt von dort große Ruinenſtücke im Kermengebirge in der Nähe von Baku meldet. Die Art der Ausgrabungen läßt vermuten, daß es ſich hier um die aus der Geſchichte bekannte Hauptſtadt der Goten handelt, um Feodore, die während der Regierung Juſtinians des Großen gegründet worden iſt.

**Bergeſene Dörfer.** Im Norden des Diſtrikts Kraſnojark in Sibirien hat man jetzt vier Dörfer und einige Bauerngehöfte entdeckt, die in keinem amtlichen Register und auf keiner Landkarte verzeichnet ſind. Dieſe Anſiedlungen und ihre Bewohner waren ſeit vielen Jahren der Beachtung der ruſſiſchen Behörden entgangen und völlig in Vergelſſenheit geraten. Die Bewohner der Dörfer und der Bauernhöfe haben ſeit Jahren kleinerlei Steuern gezahlt, und ſie wußten nichts von dem, was in der Welt draußen vorgegangen war. Sie hatten keine Zeitung in die Hand bekommen, ſie wußten nichts vom Weltkrieg, nichts von der ruſſiſchen Revolution, ſie wußten nicht, daß ſie keinen Zaren mehr hatten, und ſie wußten nichts von der Sowjetregierung. Es wird geraume Zeit dauern, bis ſich die Vergelſſenen damit vertraut machen werden, wieder mit der übrigen Umwelt leben zu müſſen.

**Die Vachpflanze.** In Arabien wächst eine ſeltſame Pflanze, die ihren Namen einer merkwürdigen Eigenschaft, die ſie beſitzt, verdankt. Sie iſt von mäßiger Größe, hat hellgelbe Blüten, die zwei bis drei Saatkörner hervorbringen. Die Eingeborenen trocknen dieſe Körner und ſtoßen ſie dann zu Pulver. Eine Priſe dieſes Pulvers ruft dieſelbe Wirkung hervor wie die Einatmung von Vachgas. Es veranlaßt die Menſchen, die Gebrauch davon machen, zum Tanzen, Lachen und anderen Freudeäußerungen, ſo daß ſie für kurze Zeit vor lauter Freude außer Rand und Band ſind. Schließlich tritt eine Ermüdung ein, die zu tieferem Schlaf überleitet.

**Ewiger Frühling.** Er herrſcht in einigen Gegenden der Kor-dilleren, mit Ausnahme der Landſtriche, wo die Wärme durch breite Ebenen oder Hochtäler zu ſehr vermehrt wird. Die Tages-temperatur in dieſen bevorzugten Zonen ſchwankt zwiſchen 16 und 20 Grad Reaumur, während nachts das Thermometer ſich zwiſchen 12 und 14 Grad hält. Aprikofen und Pfing, Weizen und Kaffeeftrauch gedeihen dort mit gleicher Ueppigkeit. Orange und Apfel, Traube und Erdbeere reifen dort zu allen Zeiten des Jahres.

## Fröhliche Ecke.

**Diebe Jugend!** Klein Bubi muß allen Beſuchern das Händchen reichen. Dabei fragt er die Tante, ob ſie ihm Bonbons mitgebracht hat. Die Tante erwidert ihm: „Nein, davon werden nur deine Zähne ſchlecht. Sieh mal deine Mutti an, was die für ſchöne Zähne hat. Die hat ſicher nicht ſo viele Bonbons geſſen!“ — Darauf entgegnet Bubi prompt: „Ja, Mutti legt auch ihre Zähne jeden Abend ins Waſſer.“ („Jugend.“)

**Fauler Eier.** Die Vorführungen des Zauberkünſtlers gelangten nicht recht. „Nun,“ ſagte er lächelnd, „will ich Ihnen einen ſabelpaſten Trid vorführen, falls eine der Damen oder einer der anweſenden Herren zufälligerweiſe ein Ei bei ſich haben ſollte.“ Daraufhin wurde eine Stimme von der Galerie laut: „Wenn hier jemand ein Ei bei ſich hätte, hätten Sie's ſchon längſt zugeworfen bekommen!“ („Daily News u. Westminster Gaz.“)